

Katedra Filologii Germańskiej

Karol Sauerland

DAS PHÄNOMEN STALIN ODER DIE BLINDHEIT DER DICHTER

Während man den Übertritt vieler Intellektueller zum Bolschewismus nach dem wahnwitzigen 1. Weltkrieg noch verstehen kann, fällt es einem schwer zu begreifen, wie sich ganze Scharen von Schriftstellern aus aller Herren Länder entschließen konnten, Stalin als den größten Staatsmann, Feldherren, Denker, Sprachwissenschaftler etc. zu rühmen. Und sie taten es in einer Zeit, als das rote Rußland mitsamt seinem Führer überhaupt nicht mehr bewundernswert war, als der Völkermord an den Ukrainern und anderen bereits im vollen Gange war. Ihre Ruhmeslieder ähnelten jenen Gesängen, die einst zum Lob von hochstehenden Herren verfaßt wurden. Stalin wurde nicht als eine Person mit besonderen Kennzeichen dargestellt, sondern als einer, wie er sein müßte, wenn er über alle thront. Kein Leser hätte in Stalin einen klein gewachsenen Mann mit einem von Windpocken verunstalteten Gesicht vermutet, der ein hartes Russisch spricht. Die westlichen Schriftsteller hatten ihn zumeist so vor Augen, wie er auf den Bildern gezeigt wird: groß und mit glattem Gesicht. So wollten sie ihn auch sehen. Von komplizierten Figuren hatten sie mittlerweile genug. Daß er auf keinen Fall ein Demokrat im westlichen Sinne war, störte sie nicht, da sie im allgemeinen vom Parlamentarismus eine schlechte Meinung hatten und glaubten, der Weg einer wirklich befreiten Menschheit führe nur über die Lösung der sozialen Probleme, die Abschaffung der Ungleichheit. Dies könne erreicht werden, wenn man vernünftig, d.h. nach Plan vorgehe. Die westlichen Kritiker der bürgerlichen Lebensweise, der kapitalistischen Wirtschaft als reiner Ausbeutung, des Parlaments als Quatschbude, der Parteidemokratie als eines wüsten Gezänks usw. konnten sich lange Zeit nicht vorstellen, daß allumfassende Planwirtschaft keine Alternative zu den von ihnen kritisierten Erscheinungen bildet, daß der Verlust der Einzelinitiative zu einer gigantischen Mißwirtschaft und sinnlosen Opfern führen muß. Das beste Beispiel für ein Lob auf Stalin und die nichtbürgerliche bzw. nichtkapitalistische Lebensweise ist nach wie vor

Feuchtwangers *Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde*, erschienen bei Querido in Amsterdam. Im Vorwort schreibt er:

Ich machte mich auf den Weg als ein „Sympathisierender“. Ja, ich sympathisierte von vornherein mit dem Experiment, ein riesiges Reich einzig und allein auf der Basis der Vernunft aufzubauen, und ich ging nach Moskau mit dem Wunsch, es möge dieses Experiment geglückt sein. So wenig ich Gefühle, so wenig ich Prälogisches und Antilogisches aus dem Privatleben des Einzelnen gestrichen wünschte, so kahl ich ein Leben fände, gestellt auf nackte Logik, so tief bin ich überzeugt, daß gesellschaftliche Einrichtungen, wenn sie gedeihen sollen, auf Urteil und Vernunft aufgebaut sein müssen. Wir haben es in Mitteleuropa schaudernd miterlebt, was daraus entsteht, wenn man Gefühl und Vorurteil zum Fundament von Staaten und Gesetzen machen will, und nicht Vernunft. Ich habe Weltgeschichte nie anders ansehen können denn als einen großen, fortduernden Kampf, den eine vernünftige Minorität gegen die Majorität der Dummen führt. Ich habe mich in diesem Kampf auf die Seite der Vernunft gestellt, und aus diesem Grund sympathisierte ich von vornherein mit dem gigantischen Versuch, den man von Moskau aus unternommen hat¹.

Zwar hatte Feuchtwanger, als er sich zu seiner Reise anschickte, gewisse Zweifel, wie er selber einräumt, ob ihm dieser „Diktaturstaat“² (was er ja „mittels der Diktatur einer Klasse“ war), zusagen werde, aber nach seiner Rückkehr war von den Vorbehalten nichts übrig geblieben. Das, was er als Westeuropäer für rückständig erachtete, erklärte er mit Hilfe seines Vernuntschemas, wonach sich bei kluger Planung am Ende auch das Individuum wohlfühlen müsse. Nach Feuchtwanger sind alle Sowjetbürger, die er getroffen hat, dieser Meinung gewesen. Sie würden auch deswegen so voller Hoffnung in die Zukunft schauen, weil sie ja am eigenen Leib die Zunahme von materiellen Verbesserungen spüren. „Und sie wissen“, erklärt Feuchtwanger,

... daß ihre Prosperität keine Konjunktur ist, die vorübergehen kann, sondern das Resultat vernünftiger Planung. Man hat, das begriff ein jeder, zuerst die Fundamente legen müssen, ehe man das Innere des Hauses einrichten konnte. Zuerst mußte man die Rohstoffe fördern, die Schwerindustrie aufbauen, die Maschinen herstellen, ehe man darangehen konnte, Konsumgüter, Fertigwaren zu produzieren. Die Sowjetbürger also sahen dies ein und ertrugen die Entbehrungen des Privatlebens. Jetzt zeigt sich, daß die Planung richtig war, man hat rationell gesät und kann eine reiche, glückliche Ernte einbringen. Und mit ungeheurer Genugtuung erleben nun die Sowjetbürger den Beginn dieser Ernte³.

Das häufigste Wort, das Feuchtwanger benutzt, ist Vernunft. So lesen wir, daß die Planung des zukünftigen Moskau nicht dadurch behindert sei „daß sie sich bereits vorhandenem Schlechtem anpassen muß, vielmehr ist alles von Anfang an Sinn, Zweck, Plan, Vernunft“⁴. Und es sei „ein ästhetischer Genuß

¹ L. Feuchtwanger, *Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde*, Amsterdam 1937, S. 8.

² Ebenda, S. 9.

³ Ebenda, S. 20 f.

⁴ Ebenda, S. 34.

sondergleichen, das Modell einer solchen Großstadt zu beschauen, die von Grund auf nach den Regeln der Vernunft gebaut ist, der ersten in ihrer Art, seitdem Menschen Geschichte schreiben”⁵. Die Väter dieses Projekts heißen, wie Feuchtwanger mitteilte: „N. S. Chruschtschew, L. M. Kaganowitsch und Josef Wissarionowitsch Stalin”⁶. Nicht zufällig nennt Feuchtwanger nur letzteren mit vollem Vornamen, denn er ist für ihn der „große Organisator”⁷.

Feuchtwanger war während seiner Reise durch die Sowjetunion auch von Stalin empfangen worden und durfte mit ihm persönlich sprechen, was der deutsche Gast wohl für eine große Ehre angesehen haben muß. Nur so kann man sich die recht farblose Schilderung dieses Treffens erklären, die einem berühmten Erzähler eigentlich nicht würdig ist. Er scheint so sehr von Ehrfurcht erfaßt gewesen zu sein, daß er Details als verletzend für den Parteiführer empfinden mußte. Hinzu kommt, daß er seinen Bericht über dieses Treffen in das Kapitel „Stalin und Trotzki“ eingefügt hatte, in dem er sich bemühte, den Gegensatz zwischen einem „geborenen Schriftsteller“⁸, „Blender“⁹ und „Nur-Revolutionär“¹⁰ und einem „wirklichen Organisator und Mehrer“¹¹ zu charakterisieren. Trotzki habe leider nicht verstanden, daß seine Zeit als Revolutionär abgelaufen sei und er sich für einen Organisator nicht eigne. Anstatt abzutreten, habe er andere veranlaßt, den „Stalinstaat“¹², was Feuchtwanger positiv meint, zu sabotieren. Stalin sei förmlich gezwungen gewesen, die „Trotzkistengruppe“ mit Sinowjew und Kamenew an der Spitze vor Gericht zu stellen und schließlich den nächsten Prozeß gegen Pjatakow, Radek und andere einzuleiten.

Und gerade in dieser Zeit zwischen den beiden Prozessen hatte Feuchtwanger Stalin gesehen. Man sprach verständlicherweise auch über den bevorstehenden Prozeß, auf dem Feuchtwanger als Beobachter zugegen sein sollte. Bei diesem Thema soll Stalin erregt gewesen sein. Er „erzählte ausführlich“, berichtet Feuchtwanger,

von den Anklagen gegen Pjatakow und Radek, deren Material damals noch nicht bekannt war. Er sprach von der Panik, in welche Leute, die nicht zu Ende denken könnten, die faschistische Gefahr versetzte. Ich wies nochmals hin auf die üble Wirkung, welche das allzu einfache Verfahren des Sinowjew-Prozesses im Ausland ausgelöst habe, selbst unter Wohlwollenden. Stalin machte sich ein bißchen lustig über diejenigen, die viele schriftliche Dokumente verlangten, ehe sie sich dazu bequemten, an eine Verschwörung zu glauben; geübte Verschwörer, meinte er, hätten selten die Gewohnheit, ihre Dokumente offen herumliegen zu lassen.

⁵ Ebenda, S. 35.

⁶ Ebenda.

⁷ Ebenda, S. 116, siehe auch S. 101.

⁸ Ebenda, S. 104.

⁹ Ebenda, S. 107.

¹⁰ Ebenda, S. 103.

¹¹ Ebenda, S. 109.

¹² Ebenda, S. 107.

Schließlich sprach er von Radek, dem Schriftsteller, dem populärsten unter den Männern des zweiten Trotzkistenprozesses, mit Bitterkeit und bewegt. Erzählte von seinen freundschaftlichen Beziehungen zu diesem Mann. 'Ihr Juden', meinte er, 'habt eine ewig wahre Legende geschaffen, die von Judas', und es war seltsam, den sonst so nüchternen, logischen Mann diese simpel pathetischen Worte sprechen zu hören. Er erzählte von einem langen Brief, den Radek geschrieben und in dem er seine Unschuld mit vielen schlechten Gründen beteuert habe. Am Tag darauf und unter dem Druck von Zeugen und Indizien habe er gestanden¹³.

Warum Feuchtwanger Stalins Bemerkungen über die Juden und die Judenlegende als simpel pathetische Worte empfand, ist mir schleierhaft. Außerdem ist die Judaslegende gerade nicht von Juden geschaffen worden.

In der Charakteristik von Stalin lenkt Feuchtwanger sein Hauptaugenmerk auf dessen Sprache und Art, sich auszudrücken. Er weiß uns zu berichten, daß Stalin „langsam, mit leiser, etwas dumpfiger Stimme“ spreche. Er liebt keinen Dialog mit kurzen, bewegten Fragen, Antworten, Zwischenreden, sondern zieht es vor, langsame, überlegte Sätze aneinanderzureihen. Er spricht druckreif, manchmal, als ob er diktierte¹⁴.

Dieses Urteil hat viele erstaunt, denn schließlich verstand Feuchtwanger kein Wort russisch. Woher sollte er wissen, was in der ihm fremden Sprache druckreif ist¹⁵. Man merkt deutlich, daß ihm einfach daran gelegen war, den Gegensatz zwischen Stalin und Trotzki nicht nur auf den zwischen dem Nur-Revolutionär und glänzenden Organisator zu stilisieren, sondern auch auf den zwischen dem glänzenden Redner und dem sich vernünftig und einfach Ausdrückenden. Feuchtwanger ist von seinem Schema so gefangen, daß er sich gar nicht vorstellen kann, daß Stalin nicht einmal mit der Feder in der Hand Druckreifes zu formulieren vermochte. Schließlich wisse dieser sich zu beherrschen, meint Feuchtwanger, während Trotzki als Orator nachträglich die Hälfte des Gesagten wieder zurücknehmen müsse, weil er sich vom Wortschwall

¹³ Ebenda, S. 113 f.

¹⁴ Ebenda, S. 111.

¹⁵ Hätte er dagegen das Buch *Stalin, der rote Diktator* von Boris Bashanow, der von 1923 bis 1926 Stalins Sekretär war, gelesen hätte er auch einiges über die Schwierigkeiten des Parteiführers mit dem russischen Adel erfahren können. Und auch aus Souvarines Buch über Stalin geht hervor, daß die russischen Kenner Stalins immer wieder beteuerten, der Stil des Georgiers sei banal, gespreizt und ungebildet. Übrigens beruft sich Schwarzschild in seinem polemischen Artikel *Feuchtwangers Botschaft* auf Souvarine (vgl. das *Neue Tagebuch*, Jg. 5, 1937, S. 733). Schwarzschild fragt zugleich, woher Feuchtwanger eigentlich seine Sicherheit im Urteil über Stalin hernehme: „Spricht er russisch? Kann er auch nur die Art der Lautgebung dieses Mannes apperzipieren, seine Grammatik, seinen Satzbau, seine Wortwahl? Und wenn einem dies alles verschlossen bleibt: ist dann nicht in der Tat sogar noch verschlossen als nur die Besonderheit eines Stils, nämlich der ganze Mann, der einem gegenübersteht, — denn welche anderen Symptome für das Wesen eines fremden Menschen gibt es, als eben die Nuancen seiner Sprache? Das alles verwehrt Feuchtwanger nicht, — trotz der Bekundungen besserer Kenner, trotz der Erfahrungen mit Hitler, trotz seiner eigenen Unkenntnis des Russischen, — die sichersten und vertieftesten Urteile über Stalins Sprache und Stil abzugeben, ohne das geringste Fragezeichen, das seiner eigenen Kompetenz gälte, (S. 734).

hatte überwältigen lassen. Vor allem sei der geistreiche Trotzki schillernd, zweideutig, hochmütig, was Stalin, der sich „seine Bildung in seinem Priesterseminar zäh und gründlich erarbeitet hatte, widerwärtig“¹⁶ sein mußte, obwohl er „seine Gedanken so zu fassen“ vermochte, daß sie „von Moskau bis Wladiwostok verstanden“¹⁷ wurden, er „mit den Bedürfnissen seiner Bauern und Arbeiter“ genau vertraut war, so daß er sich „nie genötigt“, fühlen mußte, „sich wie Trotzki, erst aus fremden Bezirken den Weg zu ihnen zu eröffnen“¹⁸.

Wie sehr es Feuchtwanger in seiner Darstellung um rhetorische Stilisierung ging, merkt man besonders deutlich an den folgenden Ausführungen:

Leo Trotzki, der Schriftsteller, hat die blitzhaften, oft falschen Einfälle, Josef Stalin die langsamsten, mühevoll erarbeiteten, gründlich richtigen Gedanken. Trotzki ist eine blendende Einzelerscheinung, Stalin der ins Genialische gesteigerte Typ des russischen Bauern und Arbeiters, prädisponiert zum Sieg, da in ihm die Kraft der beiden Klassen zusammengefaßt ist. Trotzki ist eine schnell verlöschende Rakete, Stalin das wärmende, dauernde Feuer¹⁹.

Damit ist ein endgültiges Urteil gefällt: Den historischen Sieg werden Stalin und die von ihm geschaffene Ordnung davontragen, zu der Feuchtwanger sich mit Freude bekennt. „Es tut wohl“, schreibt er am Ende des Buches, „nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen Ja, Ja, Ja sagen kann“²⁰.

Das Erscheinen von Feuchtwangers *Moskau 1937* war ein wichtiges Ereignis, denn es kam nach Gides erstem Rußlandbuch (1936) und vor allem nach dem zweiten Moskauer Schauprozeß (23.–30. Januar 1937) heraus. Es wurde auch sofort lebhaft diskutiert und zumeist verworfen, wenn man von den Autoren aus den Reihen der kommunistischen Partei sowie Ernst Bloch²¹ und Bertolt Brecht absieht²². Literarisch hat es kaum überzeugen können. Es ist sprachlich schwach, voller Wortwiederholungen und steifer Sätze; plastische Schilderungen, wie man sie sonst von Reisebeschreibungen gewohnt ist, sind eine Seltenheit.

¹⁶ L. Feuchtwanger, *Moskau 1937. Ein Reisebericht für meine Freunde*, a.a.O., S. 115.

¹⁷ Ebenda, S. 112.

¹⁸ Ebenda, S. 115.

¹⁹ Ebenda, S. 114.

²⁰ Ebenda, S. 153.

²¹ Bloch widmete dem Reisebericht eine gesonderte Besprechung in: *Die neue Weltbühne*, Nr. 30 (22.7.1937), die voll des Lobes ist.

²² Brecht bezeichnet 1937 in einem Brief an Feuchtwanger den Reisebericht als „das Beste, was von seiten der europäischen Literatur bisher in dieser Sache erschienen ist“. Dieses Buch sei „ein so entscheidender Schritt, die Vernunft als etwas so Praktisches, Menschliches zu sehen, etwas, was seine eigene Sittlichkeit und Unsittlichkeit hat; dabei kommt erst ihr experimenteller Charakter heraus, an dem die Menschheit doch interessiert ist und der verschwindet, wenn man eine starre Moralität über sie setzt, da ja das Experimentieren selber schon etwas von sittlich zweifelhafter Natur ist. Ich bin sehr froh, daß Sie das geschrieben haben“ (*Briefe*, hg. von Günter Glaser, Frankfurt am Main 1981, Bd. I, S. 334). „1949 nennt Brecht Feuchtwangers Buch „einen taciteischen Bericht“, der ihm immer als „ein kleines Wunder“ (XIX, S. 448) erschienen sei.“

Feuchtwanger scheint nichts Überraschendes erlebt zu haben, das sich aus dem Zufall ergibt, denn auch bei staatlich organisierten Reisen bemerkt man im allgemeinen Dinge, die man eigentlich gar nicht bemerken darf. Wie scharfsichtig ist dagegen Gide, obwohl auch er mit der Absicht in die Sowjetunion gefahren war, ihr neues System zu loben, aber er hat sich von Anfang an gegen die allumfassende offizielle Betreuung wehren können, indem er russisch sprechende Freunde aus Frankreich mitnahm, die ihm immer wieder einiges erklären konnten, was er sonst nicht verstanden hätte, wie er selber einräumte.

Ein zentrales Erlebnis für ihn war der Stalinkult, den er während seiner Reise durch die Sowjetunion immer wieder zu spüren bekam. An und für sich war ihm die Huldigung dieses Führers nicht fremd, hatte er doch in seinen für die zeitgenössische Öffentlichkeit bestimmten Tagebuchaufzeichnungen 1932 gestanden:

25. Februar. Ich lese mit lebhaftestem Interesse die neue Rede Stalins (vom 31. Juni 1931), die gerade meine Einwände und Befürchtungen widerlegt [...]; ich schließe mich also von ganzem Herzen an. Solange ich kein rechtes Mittel gegen ruinöse Zustände, verlogene Glaubensbekennnisse, feige gedankliche Kompromisse sah, konnte ich unentschieden bleiben, wenn mir auch das alles immer beklagenswerter erschien. Und immer schärfer zeichnet sich ab, wogegen Herz und Geist sich auflehnten und kämpfen wollten; ich konnte mich nicht mehr mit einfachem Protest begnügen [...] Gegenwärtig weiß ich nicht nur, wogegen, sondern auch wofür — ich mich entscheide²³.

Und am nächsten Tag setzt Gide in seinen Aufzeichnungen fort:

Daß die Ideen Lenins und Stalins über den Widerstand triumphieren könnten, den ihnen die europäischen Staaten entgegensen — das beginnen diese zu ahnen; und es erfüllt sie mit Schrecken. Aber daß ein Triumph dieser Ideen wünschenswert sein könnte — dem wollen sie nicht ins Auge sehen. Viel Dummheit, viel Unwissenheit, viel Eigensinn ist in ihrer Ablehnung; auch ein gewisser Mangel an Phantasie, der sie zu glauben behindert, die Menschheit könne sich ändern, eine Gesellschaft könne sich auf anderen Grundlagen aufbauen als auf denen, die sie von alters her kennen (wenn sie sie auch beklagen), die Zukunft könnte etwas anderes sein als eine Wiederholung und Reproduktion der Vergangenheit. ‘Alles kommt wieder’ und ‘es gibt nichts Neues auf dieser Welt’, sagen sie. Und Valentine; ‘Wenn dieser famose Plan gelingen sollte, würde mir das den Geschmack am Leben verderben’, mir, im Gegenteil, wenn er mißlänge²⁴.

Wenn Gide nicht so viel für Stalin übrig gehabt hätte, wäre er nicht auf dem Weg von Tbilissi nach Batum in der kleinen Stadt Gori, dem Geburtsort von Dschugaschwili auf die Idee gekommen, ihm einen „Gruss zu schicken, als Antwort auf den Empfang in der UdSSR, wo wir überall so liebenswürdig

²³ A. Gide, *Tagebuch 1889–1938*, Stuttgart 1954, S. 424.

²⁴ Ebenda S. 425.

begrüßt, gastlich aufgenommen und verwöhnt worden waren”²⁵. Nun mußte er allerdings erleben, was es heißt, dieser Kultfigur ein Telegramm zu schicken:

Ich lasse das Auto vorm Posthause halten und reiche den Text einer Depesche hin. Sie beginnt etwa: ‘Im Laufe unserer wundervollen Reise durch Gori kommend, emfinde ich das herzliche Verlangen, Ihnen [...].’ Aber hier stockt der Übersetzer: So dürfe ich mich nicht ausdrücken; das ‘Ihnen’ genüge nicht, wenn es Stalin sei, dem dieses ‘Ihnen’ gelte; das sei durchaus nicht schicklich; man müsse etwas hinzufügen. Und da ich etliche Betroffenheit zu erkennen gebe, so berät man untereinander. Man schlägt mir vor: ‘Ihnen, dem Oberhaupt der Arbeiter’ oder, ‘dem Herrn der Völker’ oder ... ich weiß nicht mehr, was noch. Ich finde das absurd, bekenne mich zu der Ansicht, Stalin sei über solchen Byzantinismus erhaben. All mein Sträuben ist vergebens. Nichts zu machen. Das Telegramm könnte nur angenommen werden, wenn ich mir den Zustaz gefallen liesse. Und da es sich um eine Übersetzung handelt, die ich nicht kontrollieren kann, so unterwerfe ich mich, des Haders müde, lehne aber jede Verantwortlichkeit ab und denke mit Betrübniß, wie derlei dazu beitragen müsse, zwischen Stalin und dem Volke eine schreckliche, eine unüberwindbare Kluft entstehen zu lassen. Und da mir in der Übersetzung verschiedener Ansprachen, die auf Sowjetboden zu halten mich bewogen, schon ähnliche Retouchen und ‘Zurechtmachungen’ begegnet waren, so erklärte ich gleich, daß die während meines dortigen Aufenthaltes erscheinenden russischen Versionen meiner Texte nicht als authentisch anzusehen seien, und daß ich dies aussprechen würde. Das ist geschehen²⁶.

Einige Seiten später gelangt Gide zu dem Schluß, daß man die Diktatur des Proletariats versprochen habe, aber nun sei es die „eines Mannes“ geworden. „Es kommt darauf an“, führt er weiter aus, sich nichts vorzumachen, sondern klar zu erkennen; das ist nicht das, was man gewollt hat. Noch ein Schritt weiter, und wir müßten sagen: das ist genau das, was man nicht gewollt hat²⁷. Gide hofft aber noch, daß es genügend Kräfte in der Sowjetunion gibt, die der absoluten Gleichschaltung widerstehen werden. Es sei nur gut, „daß Stalin so wenig Glück“²⁸ mit der Unterdrückung der Opposition habe.

In einem ganz anderen Ton sprach Gide einige Monate späte in den *Retuschen zu meinem Russlandbuch*. Dort sagt er ganz offen, daß derjenige, der in der Sowjetunion klage, nach Sibirien käme²⁹. Stalin selber ertrage nur Beifall,

²⁵ A. Gide, *Zurück aus Sowjet-Russland*, Zürich 1937, S. 69.

²⁶ Ebenda S. 69 ff.

²⁷ Ebenda S. 74 f.

²⁸ Ebenda S. 75.

²⁹ George Watson meint in seinem Buch *Politics and Literature in Modern Britain*, London 1977, daß Gide 1937 Stalin kritisierte, weil der Georgier die Grundlinie der Revolution verlassen habe, indem er die kleinbürgerlichen Werte („Wiederherstellung der Familie, des Privateigentums, des Bewusstseins der Erbschaft“, um mit Gide zu sprechen — siehe *Zurück aus Sowjet-Russland*, S. 73) habe wieder aufleben lassen; er hätte einfach brutaler vorgehen müssen. Gide beklage nur, daß die Diktatur des Proletariats versprochen war, und herausgekommen sei die „Diktatur eines Mannes“ (S. 74). Als Argument hierfür dient Watson die von Gide im Vorspann zum ersten Rußland-Buch erzählte Geschichte von der Demeter, die den „kleinen Demophoon, der später Triptolemos genannt wurde“, den „Ersinner des Pfluges“ auf „ein Feuerbett glühender Scheite“ (S. 7 f.) legen

„als Feind gilt ihm jeder, der nicht applaudiert. Und oft geschieht es, daß er in der Folge irgendeine vorgeschlagene Reform zur seinigen macht, doch um sich dieser Idee ganz zu bemächtigen, um sie recht gründlich anzueignen, beseitigt er zuvor denjenigen, der sie vorgeschlagen hat. Das ist seine Manier, ‚recht zu behalten‘. So dass er bald nur noch Leute um sich haben wird, die ihm nicht unrecht geben können, weil sie eigener Gedanken gar nicht mehr fähig sin. Es liegt im Wesen des Despotismus, sich nicht mit Werten, sondern mit dienstbaren Nullen zu umgeben³⁰.

Leidenschaftlich appelliert er an die noch denkenden Linken, nicht zu schweigen, bereit zu sein, sich von der Partei zu lösen, wenn diese Lüge verlange.

Natürlich suchten die Kommunisten sofort, d.h. im Augenblick, als Gides erstes Rußlandbuch erschienen war, nach einem anderen bürgerlichen Schriftsteller, der den Platz des ehemaligen Sympathisanten des roten Rußlands einnehmen könnte. Sie fanden ihn in der Person Lion Feuchtwanger, der Lust verspürte, einen Anti-Gide zu verfassen. In seinem Moskaubuch hinterlässt er keinen Zweifel, daß es als eine Antwort auf den Franzosen gedacht ist, den er mehrmals polemisch erwähnt hat und dem er in seinem Artikel *Der Ästhet in der Sowjetunion* Anfang 1937 vorgeworfen hatte, „unter falschen Voraussetzungen“³¹ in dieses Land gefahren zu sein, mehr aus Langeweile als aus Interesse. Feuchtwanger hatte im Gegensatz zu Gide die neueren Berichte über die Sowjetunion, die in dieser Zeit erschienen waren und ein recht düsteres Bild über die dortigen Verhältnisse übermittelten, nicht zur Kenntnis genommen. Gide beruft sich u.a. auf den Bericht von A. Rudolf, d.i. Roaul László, der als Kommunist in Leningrad die russischen Verhältnisse genauer kennengelernt, im Gegensatz zu den anderen westeuropäischen Linken in der Sowjetunion Kontakte mit der Ortsbevölkerung angeknüpft hatte³². Außerdem hatte Gide

wollte, was jedoch die ängstliche Mutter Metanira verhinderte. Das sei zu bedauern, denn damit habe sie es nicht dazu kommen lassen, daß ihr Sohn die Prüfung des Übermenschlichen bestehen und ein Gott werden konnte. Nach Watson habe Gide mit dieser Geschichte sagen wollen, daß das russische Volk noch einmal durchs Feuer der Revolution gehen müsse. Es ist ein sehr zugespitztes Urteil. Es dient dazu, Gides Rußlandbuch als eine ultralinke Kritik der SU hinzustellen. Aber wenn es das gewesen wäre, hätte Gide m.E. nicht die Sätze schreiben können: „Die Opposition in einem Staat unterdrücken oder sie auch nur am Sichtbar- und Hörbar-Werden verhindern — das ist etwas ungemein Bedenkliches: Aufforderung zum Terrorismus. Gewiss wäre es für eine Regierung das Bequemste, wenn alle Staatsbürger die gleiche Meinung hätten. Wer aber vermässse sich, angesichts solcher Verarmung, noch von ‚Kultur‘ zu sprechen? (S. 75), und er hätte nicht die folgende Stelle aus *Nouveaux Prétextes* von 1910 zitiert: „Das Menschengeschlecht ist nicht auf eine einzige Formel zu bringen, mit dieser Tatsache muss man sich absinden, und jeder von aussen kommende Versuch einer Vereinfachung, Vereinheitlichung, Verdürfitung wird hassenswert sein, trügerisch und auf eine düstere Weise possenhaft. Denn jede Athalie hat das Pech, dass immer gerade Eliakim ihr entwischt, und des Herodes Verhängnis will, dass es stets die Heilige Familie ist, die seinen Fallstricken entrinnt“ (S. 75f.).

³⁰ A. Gide, *Retuschen zu meinem Russlandbuch*, Zürich 1937, S. 71 ff.

³¹ *Das Wort*, 2. H., 2. Jg., Moskau 1937, S. 86.

³² A. Rudolf arbeitete u.a. im Zentralrat der Sowjetgewerkschaften sowie als stellvertretender Chefredakteur bei der Leningrader „Roten Zeitung“. Er war insgesamt 39 Monate in der

Freunde um sich, von denen zwei russisch sprachen und die ihm sehr oft Hinweise gaben, ohne die er, wie er selbst zugibt, vieles nicht verstanden hätte.

Feuchtwanger ließ sich weder von irgendwelchen kritischen Nachrichten³³ noch von Klaus Manns Essay *Der Streit um André Gide* beirren, der im Februar 1937 in der *Neuen Weltbühne* erschienen war. Klaus Mann, der im Sommer 1934 als Guest des 1. Allunionskongresses der Sowjetschriftsteller Moskau besucht und einen recht nachdenklichen Bericht über seine Eindrücke verfaßt hatte³⁴, war empört über die maßlosen und derben Attacken gegen Gide, sowohl über die von Romain Rolland wie auch von deutschen Emigranten, von denen er namentlich Kisch und Feuchtwanger nennt. Beide würden „in ihren polemischen Äußerungen den großen Schriftsteller (d.h. Gide — K.S.) nicht nur wie einen Verräter, sondern wie einen etwas geistesschwachen, genüßsüchtigen Sünder“ behandeln, „dessen Verrat zwar ekelhaft, aber kaum von geistiger Bedeutung“³⁵ sei. Fechtwanger habe Gide nie verstanden, wenn er diesen als Ästheten ansehe. „Wieso ist Gide ein ‘Ästhet’? Wann wäre er es jemals gewesen?“, fragt Klaus Mann.

Wir haben ihn doch gerade immer als den Moralisten par excellence gekannt, als jenen Typus des geistigen Menschen, bei dem das Interesse für das Moraleische zur vitalen Passion wird (ein Typus, der von Nietzsche charakterisiert und, auf seiner höchsten Stufe, repräsentiert wurde). Und was bringt Feuchtwanger dazu, an der Echtheit, an der inneren Legitimität des sozialen Interesses bei Gide zu zweifeln — da doch die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte dieser tiefsten Sorge und Beunruhigung in Gides Büchern von *Voyage au Congo* über die *Pages de Journal*

Sowjetunion tätig. Seine Erfahrungen gibt er in *Abschied von Sowjetrußland. Tatsachenroman*, Zürich 1936, wieder. Er wurde Anfang der vierziger Jahre bei Cagnes tot aufgefunden. Vgl. hierzu auch M. Rohrwyss, *Der Stalinismus und die Renegaten*, Stuttgart 1991, S. 146.

³³ Er fühlte sich im Gegenteil durch die Kritik an ihm zu der Auffassung seiner Rußland-Darstellung ermuntert. So schrieb er am 8. März 1937 an Bredel: „Ich bin, wie gesagt, nach meiner Rückkehr aus der Sowjet-Union ungeheuer angepöbelt worden und zwar von den verschiedensten Seiten. Fast alle norwegischen Schriftsteller haben einen offenen Brief unterzeichnet, der in den meisten skandinavischen und in vielen englischen Blättern veröffentlicht wurde und auch durch einen Teil der Emigrantenpresse ging, und in dem sie mir meine positive Stellungnahme zu dem Moskauer Prozeß außerordentlich verübelten. In der Prager Presse, vor allem in der sozialdemokratischen, erschienen anlässlich des Verbotes meines Vortrages in Prag ungeheuer viele und wüste Anrempelungen meiner Person, vor allem wurde mir mein Artikel über Gide vorgehalten, und die paar Worte, die ich über den Prozeß veröffentlichte. Bei dieser Gelegenheit tat sich besonders Kurt Hiller vor“ (zit. nach D. Pike, a.a.O., S. 241). Es ist aber nicht so, wie Pike meint, daß die „erbitterte Heftigkeit der Angriffe“ Feuchtwanger zu dem Schluß gebracht hätten, ein „Buch über seine Reiseindrücke zu verfassen, »etwas umfangreicher als das Büchlein von Gide«“ (Ebd. S. 241), denn er verließ ja Rußland, wie Pike selber betont, „mit der großartigen Ankündigung: »Ich kam, ich sah, ich werde schreiben«“ (Ebd. S. 240).

³⁴ Erschien unter dem Titel *Notizen in Moskau*, [in:] *Die Sammlung*. 2. Jg., 2. H., Oktober 1934. Er ist jetzt zu finden in: K. Mann, *Jugend und Radikalismus. Aufsätze*, München 1981. Die Kommunisten fanden diesen Bericht natürlich zu wenig enthusiastisch.

³⁵ K. Mann, Ebd. S. 47.

und die Nouvelles Nourritures bis zu den Nouvelles Pages de Journal und dem Retour de l'URSS so getreulich und gewissenhaft aufgezeichnet ist?³⁶.

Klaus Mann fordert, nicht die Waffen des Gegners, d.h. der Faschisten, im eigenen Lager anzuwenden. Jeder habe das Recht, den Stalinismus zu kritisieren, damit sei er noch kein Nazi, auch wenn er sogleich in der Goebbelspresse zitiert werde. Wenn man dieses Recht nicht jedem zubillige, ließe man sich „von den Feinden eine Taktik vorschreiben, um derentwillen wir sie doch gerade verachten, die Taktik des Verschleierns, des Beschönigens, Fälschens, Umlügens [...]“³⁷. Gerade diese Taktik war, wie wir heute wissen, eine Voraussetzung für die Lebensfähigkeit des Stalinkults.

Als Arnold Zweig in einem Brief an Marta Feuchtwanger äußerte, daß „Lions Charakteristiken“ des Rußlandbuches von André Gide „in keinem Punkt“ zuträfen, antwortete Lion Feuchtwanger (der Essay von Klaus Mann war schon erschienen), man solle „in dieser Angelegenheit nicht päpstlicher als der Papst“³⁸ sein, da ja Gide ein zweites Rußlandbuch verfasse, er mit anderen Worten „schon zu den Feinden gehöre. In dem Artikel für *Das Wort* stand ja bereits, daß sich „Gide des Rechtes begeben“ habe, „sich weiter einen sozialistischen Schriftsteller zu nennen“. Fuchtwanger, der erklärte Anhänger der Vernunft, fühlt sich damit aller Notwendigkeit einer sachlichen Auseinandersetzung enthoben. So verlernt man das Denken und muß sich zu Recht von späteren Generationen Blindheit vorwerfen lassen.

Feuchtwanger war blind bis zuletzt, denn er hat sein Moskau-Buch nie zurückgenommen, nicht einmal nach dem XX. Parteitag. Dabei war es für ihn nicht irgendein Buch, eine journalistische Gelegenheitsarbeit, es war ein Buch, das sein weiteres Schaffen beeinflußte. In seinem Roman *Exil* werden die sowjetischen Menschen in dem „breit ausgeführten Weltanschauungsgespräch“, um mit dem Feuchtwanger-Enthusiast Pischel zu sprechen, als „die ersten Menschen des dritten Jahrtausend“³⁹ gefeiert. Und in seinem Roman *Waffen für Amerika* (1948), den er später, als die sowjetischen Genossen den Titel mißverstanden, in *Füchse im Weinberg* umbenannte⁴⁰, hat er, wie der Exilforscher Hans-Albert Walter zeigen konnte, Benjamin Franklin mit Merkmalen versehen, die er in Moskau 1937 Stalin zugeschrieben hatte. Und auch für Stalins Gegenspieler Trotzki fand er eine Entsprechung: die Gestalt des Arthur Lee.

Feuchtwanger stand mit seiner Stalin-Verehrung natürlich nicht allein. Hunderte von Dichtern und Denkern aus den verschiedensten Ländern hatten

³⁶ Ebenda S. 47 f.

³⁷ Ebenda S. 46.

³⁸ Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, *Briefwechsel 1933–1958*, Bd. I, 1933–1948, Frankfurt am Main 1986, S. 156.

³⁹ J. Pischel, *Lion Feuchtwanger. Versuch über Leben und Werk*, Leipzig 1976, S. 123.

⁴⁰ Vgl. hierzu Hans-Albert Walters Nachwort zu Lion Feuchtwangers *Waffen für Amerika*, Frankfurt am Main 1986, Bd. II, S. 413 f.

ihn in den Himmel gehoben. Unter ihnen befanden sich große Namen wie Henri Barbusse, Romain Rolland, Louis Aragon, Paul Eluard, Heinrich Mann, die beiden Webbs, die 1936 in ihrem zweibändigen Werk *Eine neue Zivilisation* die kommunistische Partei der Sowjetunion als eine demokratische Institution bezeichneten, in der Stalin über weniger Machtbefugnisse verfüge als ein amerikanischer Präsident, Bernhard Shaw, Emil Ludwig, Bertolt Brecht, Julian Tuwim, Władysław Broniewski, Pablo Neruda, Stephan Hermlin, um nur einige bekannte Namen zu nennen. Wer einen umfassenden chronologischen Überblick über den Stalin-Kult der Dichter aller Länder erhalten will, nehme sich Gerd Koenens Buch *Die großen Gesänge. Lenin, Stalin, Mao, Castro... Sozialistischer Personenkult und seine Sänger, von Gorki bis Brecht — von Aragon bis Neruda* in die Hand. Es ist wohl zur Zeit der beste Führer zu diesem Thema. Man ist erstaunt, daß ein so großer Teil der westlichen Intelligenz auf diesen Mann hereinfallen konnte. Plötzlich verlor sie ihren ganzen Witz. Sie, die sie bei sich zu Hause Macht und Übermacht verabscheute, war bereit, sich Stalin wie einem Messias zu Füßen zu legen. Dabei war sie nicht unwissend, sie hatte genügend Informationen über Stalins Charakter und die Ausrottungspolitik in jenem Sechstel der Erde zur Hand, das sie als ein befreites beschrieben und besangen, aber wenn man etwas nicht sehen will, sieht man es nicht. Es finden sich immer Begründungen für jede Art von Handlung, auch für verbrecherische. Als Konstantin Balmont und Iwan Bunin 1927 aus dem Exil an Romain Rolland den *Appell der gemarterten russischen Schriftsteller* richteten, erklärte der Franzose, daß er zwar das Leid der verhafteten russischen Dichter mitfühle, aber das könne ihn nicht vom Glauben an das Gute in dem neuen System abbringen: „Diese neue Ordnung ist über und über mit Blut befleckt, vollkommen besudelt“, bekannte er,

wie die Frucht, die wir dem Mutterschoß entreißen. Trotz allem Abscheu... greulicher Irrtümer und Verbrechen gehe ich hin zu dem Kindchen, hebe es auf, das Neugeborene: Es ist [...] die letzte Hoffnung für die Zukunft der Menschheit⁴¹.

Dies sollte ein einleuchtender Vergleich sein, obwohl bei der Geburt eines Kindes niemand unschuldig gemartert wird und keine „greulichen Irrtümer und Verbrechen“ geschehen. Und als zwei Jahre später der rumänisch-französische Autor Paneit Istrati Rolland den ersten Band seiner drei entlarvenden Rußlandbücher zusandte, antwortete letzterer: „Diese Seiten sind heilig. Sie müssen in den Archiven der Ewigen Revolution aufbewahrt werden, in ihrem goldenen Buch [...] Aber veröffentlichen Sie sie nicht“⁴². Hinter dieser Bitte steckt wahrscheinlich Rollands Überzeugung, daß sich Istratis Kritik später, wenn das neue System in vollem Lichte erstrahlen werde, als unerheblich

⁴¹ G. Koenen, *Die großen Gesänge. Lenin, Stalin, Mao, Castro ... Sozialistischer Personenkult und seine Sänger, von Gorki bis Brecht — von Aragon bis Neruda*, Frankfurt am Main 1987, S. 617.

⁴² Ebenda S. 62.

erweisen werde, sowie eine Lust am Verschweigen. Gerade diese Lust sollte André Gide sieben Jahre später nicht verspüren, was Rolland zu dem wegwerfenden Urteil veranlaßte, Gides *Rußlandbuch* sei nich nur „ein arges Buch“, sondern auch „mittelmäßig geschrieben, von seltener Ärmlichkeit, oberflächlich, kindisch und widerspruchsvoll“⁴³, tief wäre es nach seiner Meinung wahrscheinlich dann gewesen, wenn Gide eingesehen hätte, daß der Sowjetunion trotz Schauprozesse die Zukunft gehöre und man daher über sie nicht negativ schreiben dürfe.

Romain Rolland fand auch für die Schauprozesse sehr schnell einen zwar nicht biologischen, aber historischen Vergleich, der alles verständlich mache: Die Bolschewisten, schrieb er an Ervin Sinko, der ihm viel Furchtbare aus Moskau berichtet hatte, befänden sich in einer ähnlichen Situation wie eins die Jakobiner, als sie das Vaterland vor den inneren und äußereren Feinden retten mußten⁴⁴. Wie damals könne es ohne Irrtümer und Ungerechtigkeiten nicht abgehen. Rolland übersah gänzlich, wie Sinko zu dessen Vergleich bemerkte, daß die Angeklagten in der Zeit der Französischen Revolution „sich selbst treu und mit sich selber identisch“ blieben, „vor dem Blutgericht wie auf dem Schaffot“⁴⁵. Das beste Beispiel dafür sei Danton gewesen. Die Angeklagten der Moskauer Prozesse verloren dagegen ohne Ausnahme ihre Persönlichkeit und bekannten sich offen zu ihrer angeblichen Demoralisierung.

Ähnlich wie Rolland argumentierte auch Ernst Bloch, als er im November 1937 in der *Neuen Weltbühne* diejenigen verlachte, die einen Choc wegen der russischen Prozesse erleben. Sie würden jenen ähneln, die zur Jakobinerzeit an

⁴³ Erschienen in *Deutsche Zentral-Zeitung* vom 12.1.1937 und in ähnlichem Wortlaut am 18.1.1937 in *L'Humanité*. Gide antwortete auf Rollands Vorwurf in den *Retuschen zu meinem Russlandbuch* gleich auf der ersten Seite: „Die Veröffentlichung meines Buches ‘Zurück aus Sowjet-Russland’ hat mir mancherlei Kränkungen eingetragen. Schmerzlich gewesen sind mir die von Romain Rolland. An dessen Schriften habe ich nie besonderen Geschmack gefunden, seiner moralischen Persönlichkeit aber stets eine hohe Schätzung entgegengebracht. Mein Kummer entspringt der Betrachtung, dass nur selten jemand das Ende des Daseins erreicht, ohne die Begrenztheit seiner Grösse verraten zu haben. Ich glaube, dass der Autor der Schrift Oberhalb des Gemenges ein strenges Urteil fällen würde über den alt gewordenen Rolland. Dieser Adler hat sein Nest gebaut; er ruht darin aus“ (S. 7).

⁴⁴ E. Sinko, *Roman eines Romans. Moskauer Tagebuch*, Köln 1962, S. 448 f.

⁴⁵ Ebenda S. 450. Gustaw Herling-Grudziński zitiert in seinem Tagebuch (*Dziennik pisany nocą 1973–1979*, Paris 1980) ein Bekenntnis, das Rolland in seinem intimen Tagebuch 1938 aufgezeichnet hatte: „UdSSR: die absolute, ungehemmte Willkür ohne irgendwelche Garantien für elementare Freiheiten, für die heiligen Rechte der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ich spüre, wie sich in mir Zorn sammelt. Ich unterdrücke in mir das Bedürfnis, darüber zu sprechen und zu schreiben. Ich bin gelähmt. Bei der geringsten Verurteilung meinerseits würden die käuflichen Feinde auf meine Worte stürzen und aus ihnen ein Waffe gegen die UdSSR schmieden“ (S. 230 f., Übersetzung aus dem Polnischen). Der einzige Kommentar, der mir hierzu einfällt, für Rolland steht die UdSSR über das Wohl ihrer Bewohner. Herling-Grudziński kommt sofort auf den Fall Sartre zu sprechen, der Ähnliches wie Rolland wider besseren Wissen gesagt hatte. Später verteidigte er sich mit den Worten, er habe nicht die französischen kommunistischen Massen enttäuschen wollen.

den Revolutionstribunalen verzweifelten, obwohl gerade diese „die Begeisterung auf die Probe“ stellten, „auf die Probe des konkreten Begriffs“⁴⁶. Ein Klopstock und Schiller hätten sie nicht bestanden, wohl aber Kant, Hölderlin und Hegel. Heute, d.h. im Jahre 1937, sei dagegen die Einsicht in die Bedrohung der Revolution leichter erlangbar. Während die alte Ordnung vor 1789 noch „Anziehungen in sich“ gehabt hätte, errege

der Monopolkapitalismus [...] keine Ambivalenzen, die Wahl zwischen ihm und der sozialistischen Sache des Volks ist leicht. Heute, denkt man, müßte die Einsicht, daß antibolschewistische Parolen dem nackten Teufel dienen, die evidenteste sein. Sinnlos übertriebene Kritik am Mutterland der Revolution befördert durchaus nicht, wie noch Klopstock und Schiller glauben konnten, das Ideal der Revolution; dem dient einzig die Volksfront⁴⁷.

Man müsse sich zwar nicht absolut zu Rußland bekennen, räumt Bloch ein, aber es gebe nun einmal „keinen Kampf, nichts Gutes ohne Rußland“⁴⁸. Bloch gab 1970 diesem Gedanken den Wortlaut: „Kein antifaschistischer Kampf und Sieg ohne Rußland“⁴⁹, wobei er so tat, als hätte ihn schon 1937 so formuliert. Erst nach einemfordernden Artikel von Hans-Albert Walter in der *Frankfurter Rundschau* ließ er seine politischen Aufsätze aus den dreißiger Jahren in der Originalfassung in dem Band *Vom Hasard zur Katastrophe* erscheinen, ohne sich jedoch näher zu seiner Blindheit zu erklären. Hatte er doch 1970 gesagt, daß man nur dann moralisch urteilen dürfe, wenn es um Krieg und Frieden gehe, aber sonst sei „Moralität als Richtschnur der Politik“ erst „in einer klassenlosen Gesellschaft [...] konkret sinnvoll durchführbar“ gemäß der Einsicht: „Sozialismus, dann Kommunismus sei dasjenige, was unter dem Namen Moral solange vergeblich gesucht worden ist“⁵⁰. Damit fühlte sich der Denker der Verantwortung enthoben. Die Zeiten, wo moralisches Urteilen geboten wäre, seien noch nicht gekommen. Auf diese Weise brauchte sich Bloch nicht nachträglich damit auseinanderzusetzen, daß er zur Aufrechterhaltung dessen beigetragen hatte, was er später den anderen, den Anhängern des Stalinismus, in die Schuhe schob, als sei er selber nie ein solcher gewesen, als hätte er nicht Stalin neben „den erhabenen Vätern des Marxismus“ und Lenin zu den „wirkliche[n] Führer[n] ins Glück, Richtgestalten der Liebe, des Vertrauens, der revolutionären Verehrung“⁵¹ gerechnet.

⁴⁶ E. Bloch, *Vom Hasard zur Katastrophe. Politische Aufsätze aus den Jahren 1934–1939*, Frankfurt am Main 1972, S. 281.

⁴⁷ Ebenda S. 287 f.

⁴⁸ Ebenda S. 288.

⁴⁹ E. Bloch, *Politische Messungen, Pestzeit Vormärz*, Frankfurt am Main 1970, S. 233.

⁵⁰ Ebenda S. 12.

⁵¹ E. Bloch, *Vom Hasard zur Katastrophe...*, a.a.O. S. 311. Es handelt sich um den im Dezember 1937 im *Wort* erschienenen Essay *Originalgeschichte des Dritten Reiches*. Vgl. hierzu auch den Kommentar von Hans-Albert Walter in: *Deutsche Exilliteratur 1933–1950*, Bd. 4, *Exilpresse*, Stuttgart 1978, S. 489.

Im Gegensatz zu Bloch hatte sich Brecht zu den Prozessen nicht öffentlich erklärt, obwohl er an deren Berechtigung nicht den geringsten Zweifel hatte, wie wir aus dem Rundschreiben an seine Freunde wissen, das in er Svendborg verfaßt hatte. Dort konstatiert er:

Die Prozesse haben auch nach der Meinung erbitterter Gegner der Sowjetunion und ihrer Regierung mit aller Deutlichkeit das Bestehen aktiver Verschwörungen gegen das Regime erwiesen und daß diese Verschwörernester sowohl Sabotageaktionen im Inneren als auch gewissen Verhandlungen mit faschistischen Diplomaten über die Einstellung ihrer Regierungen bei einem eventuellen Regimewechsel in der Union durchgeführt haben⁵².

Brecht überlegt in seinem Rundschreiben, wie es möglich war, daß ehemalige Revolutionäre sich bereit fanden, nicht nur mit dem Feind zusammenzuarbeiten, sondern auch Geständnisse abzulegen, die

weit über vernünftigerweise denkbare Vergehen hinausgehen und eine Reue voraussetzen, die wieder eine absolute Einsicht in die eigene falsche Konzeption voraussetzt [...]⁵³.

Nach Brecht gab es eine solche Konzeption, die eine politische war und sich am Ende als die falsche erwies. Die Angeklagten müssen zu einem bestimmten Zeitpunkt, Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre zu dem Schluß gelangt sein, daß sich die Sowjetunion am Ende ihrer Möglichkeiten befindet, die Gegensätze zwischen Arbeiter und Bauernschaft unvereinbar geworden seien und das Proletariat nicht mehr die Kraft aufbringen werde, der Armee ihren Willen aufzudrängen. In dieser Situation hätten sich die Angeklagten zu einem Rückzug entschlossen wie einst Lenin 1918, als er in Brest-Litowski den Friedensvertrag schließen ließ, oder 1922, als er die Neue Ökonomische Politik einführte.

Die Angeklagten wollten weitreichende innen- wie auch außenpolitische Zugeständnisse machen. In kurzer Zeit mußten sie jedoch einsehen, daß ihre Konzeption eine anachronistische ist. „Sie können selber ihre Meinung nicht mehr aufrechterhalten“, kommentiert Brecht,

empfinden sie als verbrecherische Schwäche, unverzeihlichen Verrat. Die falsche politische Konzeption hat sie tief in die Isolation und tief in das gemeinsame Verbrechen geführt. Alles Geschmeiß des In- und Auslandes, alles Parasitentum, Berufsverbrechertum, Spitzeltum hat sich bei ihnen eingenistet: Mit all diesem Gesindel hatten sie die gleichen Ziele. Ich bin überzeugt, daß dies die Wahrheit ist, und ich bin überzeugt, daß diese Wahrheit durchaus wahrscheinlich klingen muß, auch in Westeuropa, vor feindlichen Lesern. Der Aasgeier ist ein Pazifist. Der Aufklärer bankrotter Geschäfte ist für den Bankrott. Der Politiker, dem nur die Niederlage zur Macht verhilft, ist für die Niederlage. Der,

⁵² B. Brecht, *Schriften zur Politik und Gesellschaft*, Berlin und Weimar 1968, S. 168.

⁵³ Ebenda S. 167.

der 'Retter' sein will, führt eine Lage herbei, in der er retten kann, also eine schlimme Lage⁵⁴

Brecht will nur nicht gelten lassen, daß die Angeklagten schon immer bezahlte Agenten des Kapitalismus waren. Er will sie als Politiker ernst nehmen. Da er Terror nicht prinzipiell verwarf und mit Lenin in der Ablehnung des bürgerlichen Humanismus, der nur der Konterrevolution zugute komme, übereinstimmte, wies er den Gedanken von sich, daß Stalin und seine Anhänger den falschen Weg haben einschlagen können. Zwar äußert er in seinem Buch *Me-ti* gewisse Zweifel an Stalins Politik, aber er sagt sich, daß die scheinbaren Ungereimtheiten notwendig seien, da das ungebildete Volk eine klassenkämpferische Politik nicht verstehen könne. Es wäre sicher besser, Stalin als den Nützlichen zu bezeichnen, aber man könne ja den Nützlichen auch groß nennen⁵⁵.

Selbst die Nachricht von der Verhaftung guter Freunde hinderte Brecht nicht, ein eigenartiges Gedicht zu verfassen: die Ansprache eines Bauern an seine Ochsen. Auf den ersten Blick möchte man die Art, wie sich die Bauern um das Wohl des Ochsen sorgen, als eine Kritik am Stalinkult auslegen, aber Brecht verstand dieses Gedicht, wie er Benjamin erklärte, als eine „Ehrung Stalins“, der „immense Verdienste“ habe⁵⁶. Die Bauern verlagen vom Ochsen, dem „göttlichen Pflugzieher“⁵⁷, daß er führe, nur so kämen sie zu Wohlstand. Wenn er sterbe, wäre es auch ihr Ende, denn die Saatarbeiten könnten nicht abgeschlossen werden. Kultischer geht es kaum noch. Plötzlich ist der Führer nicht mehr derjenige, der kraft seines Wissens oder seiner Intuition den besseren Überblick hat, sondern jemand, der übermenschliche Stärke aufweist, während die anderen als die völlig Ratlosen hingestellt werden.

Fünf Jahre später, 1943, las Brecht Souvarines kritische Stalin-Darstellung. Diese Lektüre wirkte auf ihn, wie er in einer Tagebuchaufzeichnung festhielt, niederdrückend. Er faßt seine Leseeindrücke in den bedenkenswerten Sätzen zusammen:

die umwandlung des berufsrevolutionärs in den bürokraten, einer ganzen revolutionären partei in einen beamtenkörper gewinnt durch das auftreten des faschismus tatsächlich eine neue beleuchtung, das deutsche kleinbürgertum borgt sich für seinen versuch, einen staatskapitalismus zu schaffen, gewisse institutionen (samt ideologischem material) vom russischen proletariat, das versucht, einen staatssozialismus zu schaffen, im faschismus erblickt der sozialismus sein verzerrtes spiegelbild mit keiner seiner tugenden, aber allen seinen lastern⁵⁸.

Bemerkenswert sind diese Sätze schon deshalb, weil sie zeigen, in welch geringem Grad Brecht imstande war, sich dem Phänomen Stalinismus

⁵⁴ Ebenda S. 173.

⁵⁵ Vgl. Bertolt Brecht, *Prosa*, Berlin und Weimar 1975, S. 161.

⁵⁶ W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1972 ff., Bd. VI, S. 536.

⁵⁷ B. Brecht, *Gedichte*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1961, S. 82.

⁵⁸ B. Brecht, *Arbeitsjournal*, Bd. II, Frankfurt am Main 1973, S. 589.

zuzuwenden, obwohl er einige hundert Seiten darüber gelesen hatte. Er ließ sich sofort vom Faschismus ablenken, wie diese Notiz zeigt. Auch in den folgenden Jahren hatte es Brecht vorgezogen, sich vor allem an die Tugenden zu halten, während er die „Laster“ des Sozialismus weniger ernst nahm. Es reichte ihm, daß er von ihnen wußte⁵⁹. Für mitteilenswert fand er sie nicht! 1950 verfaßte er dagegen die *Erziehung der Hirse*, in der er Stalin mit der ihm gebührenden Ehrerbietung „des Sowjetvolkes großer Ernteleiter“⁶⁰ nennt. Der zweite Teil, d.h. die Strophen 20 bis 52, der mit dem Namen Josef Stalin beginnt, wurde sofort im *Neuen Deutschland* vorabgedruckt, um dann in *Sinn und Form* als Ganzes zu erscheinen. Ein Jahr später kamen die *Hundert Gedichte* heraus, in die natürlich auch die *Erziehung der Hirse* aufgenommen ist. Noch im gleichen Jahr erfuhr diese eine gesonderte Auflage, da sie bereits Schulstoff geworden war. 1952 wurde sie von Paul Dessau vertont.

Im April 1953 ließ Brecht in der Zeitschrift *Sinn und Form*, in der führende Intellektuelle ihre Gedanken zu Stalins Tod zu Papier gebracht hatten, folgende Erklärung abdrucken:

Den Unterdrückten von fünf Erdteilen, denen, die sich schon befreit haben, und allen, die für den Weltfrieden kämpfen, muß der Herzschlag gestockt haben, als sie hörten, Stalin ist tot. Er war die Verkörperung ihrer Hoffnung. Aber die geistigen und materiellen Waffen, die er herstellte, sind da, und ist die Lehre, neue herzustellen⁶¹.

Am 21. Dezember 1954 konnte man in den Zeitungen lesen, daß Brecht den Internationalen Stalinfriedenspreis erhalten hat. Er fühlte sich sehr geehrt und erklärte prompt, daß dieser Preis der begehrtesten sei, begehrwerter als der Nobelpreis. Am 25. Mai 1955 ließ er ihn sich in Moskau überreichen. Schon ein Jahr später mußte er von offizieller Stelle, aus Chruschtschows Geheimreferat erfahren, wer Stalin in Wirklichkeit war. Es fiel ihm schwer, von Stalin Abschied zu nehmen, wovon sein spitzfindiges, ja windiges Gedicht *Lehrer*,

⁵⁹ Brecht ist ein typisches Beispiel für das Orwellsche „double thinking“ (vgl. hierzu das Kapitel „Der perfekte Machtapparat“), obwohl er, wie Benjamins Tagebuchnotizen von 1938 und 39 zeigen, zu kritischen und undogmatischen Urteilen über die SU imstande war, zog er es in der Öffentlichkeit vor, die offizielle Parteilinie zu unterstützen. Michael Rohrwasser spricht von „organisierter Schizophrenie“ („Ist also Schweigen das beste?“. Brechts Schreibtisch-Schublade und das Messer des Chirurgen“, in: *text+kritik*, 108 (1990), S. 45) und „doppelter Rede“ (*Der Stalinismus und die Renegaten, Die Literatur der Exkommunisten*, Stuttgart 1991, S. 160). Theleweit meint, daß Brecht ähnlich wie Benn 1933 „geil auf Oberbeamenschaft“ gewesen sei. Jeder habe auf seine Weise „General der Literatur“ werden wollen (zitiert nach M. Rohrwasser, *Der Stalinismus und die Renegaten*, a.a.O., S. 167). Präziser müßte es heißen, daß Benn General der Lyriker und Brecht des Theaters werden wollte (über Brecht vgl. hierzu meinen Aufsatz *Brecht, Handke und das Publikum als Konvention*, [in:] *Soziale und theatralische Konventionen als Problem der Dramenübersetzung*, hg. von E. Fischer-Lichte, F. Paul, B. Schultz und H. Turk, Tübingen 1988).

⁶⁰ B. Brecht, *Hundert Gedichte*, Berlin 1954, S. 167.

⁶¹ B. Brecht, *Gesammelte Werke*, Frankfurt am Main 1967, Bd. XX, 325.

Lerne! Lehre, Lernender! zeugt. Dort stehen auch die beiden später oft zitierten Sätze:

Die geschichtliche Einschätzung Stalins hat im Augenblick kein Interesse und kann mangels von Fakten nicht vorgenommen werden. Seine Autorität muß jedoch zur Beseitigung der Schädigungen durch sein Beispiel liquidiert werden⁶².

Das Buch von Souvarine, welches ja einige Fakten enthielt, scheint er vergessen zu haben.

Das Erschreckendste an Brechts sogenanntem marxistisch-dialektischen Denken ist die Nähe zu den banalen, ja absurden Spruchweisheiten eines Stalin. Man nehme sich einmal nach der Lektüre einer Schrift von Stalin oder nach dem Besuch einer Aufführung der Rybakowschen Kinder vom Arbat in der Bearbeitung von Sergiej Kokowkin die politischen Gedichte Brechts in die Hand. Man lese etwa folgendes Gedicht aus dem Jahre 1933:

Er ist vernünftig, jeder versteht ihn. Er ist leicht.
 Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen.
 Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm.
 Die Dummköpfe nennen ihn dumm, und die Schmutzigen
 nennen ihn schmutzig.
 Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit.
 Die Ausbeuter nennen ihn ein Verbrechen.
 Aber wir wissen: Er ist das Ende der Verbrechen.
 Er ist keine Tollheit, sondern das Ende der Tollheit.
 Er ist nicht das Rätsel, sondern die Lösung.
 Er ist das Einfache,
 Das schwer zu machen ist⁶³.

Dieses Er ist der Kommunismus. Der Titel des Gedichts lautet *Lob des Kommunismus*. Brecht hat noch viele solcher Gedichte verfaßt, man denke etwa an das *Lob der Partei* oder auch an die *Erziehung der Hirse*. An ihnen erkennt man, daß die Frage, warum westliche Intellektuelle, die ja seit der Aufklärung an kritisches Denken gewöhnt sind, auf Stalins banale, zum Teil sogar schwachsinnige Argumentationen hereinfallen konnten, falsch gestellt ist. Sie sind gar nicht hereingefallen, sondern waren ihre Miterfinder⁶⁴. Einige von

⁶² B. Brecht, *Gesammelte Werke*, Frankfurt am Main 1964, Bd. II, S. 435.

⁶³ B. Brecht, *Hundert Gedichte*, S. 256.

⁶⁴ Schon Benjamin schien dies zu ahnen. In einer *Notiz über Brecht* aus dem Jahre 1938 oder 1939 setzt er sich mit dem Hinweis von Heinrich Blücher auseinander, das *Lesebuch für Städtebewohner* sei „nichts als eine Formulierung der GPU-Praxis, [...] Vielleicht darf man annehmen“, schlußfolgert Benjamin am Ende der *Notiz*, „daß ein Kontakt mit revolutionären Arbeitern Brecht davor hätte bewahren können, die gefährlichen und folgenschweren Irrungen die die GPU-Praxis für die Arbeiterbewegung zur Folge hatte, dichterisch zu erklären“. Selbstkritisch fügt er hinzu: „Jedensfalls ist der Kommentar, in der Gestalt, die ich ihm gegeben habe, eine fromme Fälschung; eine Vertuschung der Mitschuld, die Brecht an der gedachten Entwicklung hatte“ (VI, 540). Schon in dieser Zeit sprach ein Linker bzw. Linksgesinnter von Brechts Mitschuld! — George Watson zeigt in dem Kapitel „Did Stalin Dupe the Intellectuals“ seines weiter oben zitierten Buchs,

ihnen erwachten später wieder und fanden zu ihrem früheren Kritizismus zurück, aber es gab auch solche, die trotz ihrer enormen geistigen Talente das Werk der Selbstzerstörung nicht mehr rückgängig machen konnten. Sie hatten sich zu sehr an das vereinfachende Argumentieren gewöhnt. Selbst der Tod Stalins konnte da nichts mehr nutzen.

Ein typisches Beispiel hierfür ist Stephan Hermlin, der in den achtziger Jahren Klaus Wagenbach gegenüber erklärte, daß sich Majakowski, Neruda, Brecht, Eluard, Hikmet und andere mit ihrem Stalin-Ruhm nicht so geirrt haben konnten, und der auf die Frage von Günter Gaus, ob er sich seiner Stalin-Gedichte nicht schämte, frei heraus antwortete. „Nicht im mindesten! Man muß diese Dinge nur nachlesen. Es sind utopische Gedichte, Gedichte, in denen eine Gestalt und ein Name, wenn Sie so wollen zu Unrecht, als Symbol für eine Sache stehen“⁶⁵. Hannah Arendt hätte gesagt, die Intellektuellen finden immer neue Argumente, um sich und andere zu rechtfertigen. Sogar zu Stalin fällt ihnen etwas ein, um ein Wort von Karl Kraus zu modifizieren, der 1933 in diesem Sinne mutig bekannte: „Mir fällt zu Hitler nichts ein“⁶⁶.

Während einerseits ein Stephan Hermlin seinen ehemaligen Stalinkult geschickt zu verteidigen weiß, andererseits ein Schriftsteller wie Rybakow bohrend fragt, wer dieser Stalin überhaupt war, wie man ihn sich vorstellen muß, scheinen dieser Mann und das mit seinem Namen verbundene System für westliche Autoren nicht mehr als ein Witz gewesen zu sein, im Bestfall die Fortsetzung der russischen Geschichte, die schon einen Marx in Schrecken versetzte⁶⁷. Man lese z.B. das Rußlandbuch *L'invitation* des Nobelpreisträgers Claude Simon, das 1988 unter dem Titel *Die Einladung* auf deutsch erschienen ist. Da gibt es die Szene, wo sich eine fünfzehnköpfige ausländische Gruppe, die in der Sowjetunion über die Verwirklichung der Menschheitsideale im dritten Jahrtausend nachdenken soll, zusammen mit dem Generalsekretär die obligatorische Balettvorstellung anschaut. Der Erzähler, Mitglied der Gruppe, stellt

wie die westeuropäischen Linken das, was man stalinistischen Terror nannte, selber schreibend erwünscht hatten. Er zieht eine überzeugende Linie von Brechts *Maßnahme* bis zu Spenders *Trial of Judge* von 1938, „a play that evidently owes much to Brecht, ends on a similar note of blood. The Communists proclaim their faith in these terms: ‘We hold the secret of an idea/ Whose living sunlit wheel revolves in future years outside./ As for our lives,/ When they are killed they fall like seeds/ Into the ground to bear the tenfold fruit/ Of our purpose ..’ And the play ends with an heroic chorus of Red prisoners and a cry from the wife of a murdered Jew: [...] And the aerial vultures fly/ Over the deserts which were cities./ Kill! Kill! Kill! Kill! while the Red chorus whispers, We shall be free/ We shall find peace” (S. 55).

⁶⁵ S. Hermlin, *Traum der Gemeinsamkeit. Ein Lesebuch*, Berlin 1985, S. 164.

⁶⁶ Vgl. hierzu den Schluß des Kapitels über Karl Kraus.

⁶⁷ Vgl. K. Marx, *Enthüllungen zur Geschichte der Diplomatie im 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1981.

sich vor, wie vor dem Generalsekretär in dem gleichen Logensessel Zaren gesessen haben und später jener Mann

mit dem Banditenschnauzer und dem väterlichen Banditenlächeln, der mit der Philosophie und der Moral eines Mörders aus Ehrgeiz oder Grausamkeit, zu seinem Vergnügen, aus Angst oder einfach aus Dummheit menschliche Wesen, Männer, Frauen, Kinder und Alte, zu Millionen hatte festnehmen, schlagen, verurteilen, in Arbeitslager schicken und mit oder ohne Urteil hatte hinrichten lassen, auch er bei Galavorstellungen in diesem Sessel, wo seine Bravorufe, seine Zoten, sein Stirnrunzeln furchtsam von seinen engsten Vertrauten, die zitternd, verängstigt in den übrigen vergoldeten Sesseln der Loge saßen, beobachtet oder vielmehr belauert wurden, während er durch dieselben Operngläser mit messingumrandeten Okularen aus Perlmutt oder Elfenbein auf derselben Bühne in etwa das gleiche Schauspiel mitverfolgte, wie sie (die fünfzehn Gäste) es soeben geschen hatten, das heißt, etwas in der Phantasie eines armen Seminaristen (der er war, bevor er zum Banditen wurde) den Gipfel unaussprechlicher Schönheit, Grazie und Harmonie darstellen mußte [...]⁶⁸.

Claude Simon interessiert sich nicht mehr wie einst Gide für die Bevölkerung der Sowjetunion und auch nicht mehr für das Phänomen Stalin wie Rybakow und andere. Er weiß, daß man ihn als Gast wohlbehütet durch das Land führen und er sich nach der Reise keineswegs klüger vorkommen wird als zuvor. Er kannte dies alles schon vorher aus Beschreibungen. Aber er scheint wie ein Masochist unbedingt einmal am eigenen Leib spüren zu wollen, wie es ist, wenn man als Gruppe mit Kaviar und anderen Luxusspeisen traktiert wird und nur mit freundlichen dienstfertigen Dolmetschern sowie mißtrauischen Funktionären, die einem auf die Schulter klopfen, zu tun hat. Wozu er die Reise antrat, wissen wir nicht, denn nicht jeder Einladung folgt man. Vielleicht, um sich am Ende nach der westlichen Welt der Skepsis und Diskussionsfreudigkeit zurückzusehnen? Aber dagegen spricht, daß er alle Machthaber der Welt über einen Kamm schert. Alle seien Banditen. Die westlichen geben sich nur eleganter. Wie die Intellektuellen der dreißiger Jahre weiß er die kleinen Unterschiede, vor allem die Kontrollmöglichkeiten durch Teile der Öffentlichkeit nicht zu schätzen. Ihm geht es im Grunde nur um sein kritisierbares, pervers erscheinendes Zuhause. Die Intellektuellen der dreißiger Jahre meinten allerdings, im Osten die strahlende Reinheit, die wiedererlangte Unschuld zu erfahren, während Claude Simon fast lustvoll die gesteigerte Perversität im Umgang mit Macht wahrnimmt⁶⁹ und seine eigene Unfreiheit in jener Banditenwelt in

⁶⁸ C. Simon, *Die Einladung*, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 14 f.

⁶⁹ Gerda Zeltner zeigt in ihrem Essay über Claude Simon, wie dieser in seinen Romanen im Laufe der Zeit zunehmend Protagonisten schildert, die gegen den gesellschaftlichen Zustand nicht mehr rebellieren, sondern immer mehr das unsichtbare Wirken der Geschichte leidend hinnehmen. Jede Macht sei einfach gegeben. (In: G. Zeltner, *Im Augenblick der Gegenwart. Moderne Formen des französischen Romans*, Frankfurt am Main 1974, S. 115–149).

schönste Sprache umsetzt. Stalin und Stalinismus werden ihm zu einem ästhetischen Erlebnis. Fragen von der Art: wie konnten und können sich westliche Intellektuelle so irren, wie war und ist Jahrzehntelang eine Welt möglich, in der Macht, brutale Macht über alles entschied und entscheidet, materieller Wohlstand nichts bedeutet? erweisen sich als unnütz oder zumindest antiquiert. Sie verderben nur den Genuss.